

Endloses Eis

Mareba, Tochter von Nuda, der Schwester Alquens, die über den Clan der Delphine in der Stadt Kynei herrschte, blickte sehnsüchtig gen Osten, über das weite Eis. Hart blies der eisige Wind des Nordens ihr ins Gesicht, zerrte an ihren Kleidern und zerzauste ihr Fell dort, wo es nicht vom Pelz des Mantels verdeckt war. Doch sie bemerkte es kaum, als sie dort stand, auf der Höhe des kalten Todes.

Knapp vor den Kufen ihrer zarten, hellfelligen Füße, stürzte eine steile Wand aus Eis und Stein 100 Meter tief zu dem Weg der aus dem weiten Osten bis zu den Toren der Stadt führte.

Seit drei Tagen stieg sie jeden Mittag zur gleichen Stunde hier hinauf. Die Gefahr, dass der Wind sie über die Klippen stieß, missachtend, stemmte sie die Kufen gegen das Eis, zog den Mantel um sich und starrte weiter über das glatte, endlose Eisland.

So wartete Mareba auf die Rückkehr ihres einzigen Bruders. 5 Schwestern hatte sie, doch nur einen Bruder, der als 8. Kind geboren wurde, nachdem ihre Mutter ein totes Kind zur Welt gebracht hatte. Nur mehr Wasser war gekommen, das sie dem Eis übergeben hatten.

Keine ihrer Schwestern hatte sie je geliebt, noch hatte sie Liebe von den Schwestern erfahren. Immer war sie anders gewesen. Sie hatte vieles begriffen, war eine gute Schülerin gewesen, eine gute Händlerin und früh hatte man ihr wichtige Aufgaben des Hauses anvertraut, doch nie war sie eine von ihnen gewesen.

Allein ihr Bruder hatte von klein auf ihre Nähe gesucht.

Und nun suchte sie seine Nähe, so verzweifelt wie sie kein Gold, keinen Edelstein und keinen Handel je gesucht hatte.

Sie war reich geworden, hatte einen Ehemann gefunden, der seiner Mutter ausreichend gehorsam war um sie zu heiraten, und so die Verbindungen zum Delphin-Clan zu festigen. Dem Clan hatte sie Erfolg und Reichtum gebracht, doch sich immer nur nach den Stunden mit ihrem Bruder gesehnt.

Als sie nun in der Ferne als erste Boten der nahenden Handelskaravanne zwei Trolle erblickte, die mit ausgebreiteten Armen und vom Wind geblähten Segelhäuten übers Eis glitten, wäre sie fast nach vorne, in den sicheren Tod, gesprungen. Gerade rechtzeitig erinnerte sie sich daran, wo sie war, bremste ihren Sprung, wandte sich um und schlitterte auf ihren Kufen den schmalen Pfad hinunter zur Stadt.

Man kannte sie in der Stadt, grüßte sie und ging seiner Wege, als sie durch die Straßen eilte, zum Hafenplatz, dort ungeduldig am Tor wartete, misstrauisch gemustert von den Stadtwachen,

einfachen Männern aus verschiedenen Familien, die den Dienst ihres Clans hier ableistete.

Auch ihr Bruder hatte in der Stadtwache gedient, ehe es ihn hinaus zog und er sich meldete, eine Handelskarawane zu begleiten.

Sie wusste, dass er ein guter Krieger war und fürchtete nicht um ihn und doch waren die Tage ohne ihn unerträglich gewesen. Eine steinerne Last, die sich jeden Tag schwerer auf sich legte, sie zu erdrücken drohte und nur noch der Gedanke, am Mittag auf dem kalten Tod zu stehen, ließ sie am Morgen aufstehen.

Nun war es soweit, ihr Bruder kehrte heim, würde wieder bei ihr sein um die kalten Stunden des Tages zu erwärmen.

Ungeduldig sah sie den beiden Männern entgegen, die vor dem Zug der Wagen und Tiere die Stadt erreichten, begrüßt wurden und einige erste Worte an die Wachen richteten.

Unendliche Zeit verging, bis auch die Lastschlitten kamen, gezogen von Hunden und geschoben von Trollen, gefolgt von den Schlitten der Trolle, die es sich leisten konnte und einer ganzen Schar von Händlern und Reisenden, die kurz vorm Herbst noch eine Stadt erreichen wollten.

Die Krieger der Karawane verharrten an der Mauer, sammelten sich und sie wusste, dass ihr Bruder nun anderes zu tun hatte, als seine Schwester zu begrüßen.

Aber das war ihr egal. Zu groß war die Sehnsucht, zu tief das Verlangen ihn endlich wieder zu sehen, zu schwer lastete das Gewicht des Verlassenseins auf ihrer Seele.

Ungeduldig lief sie zur Mauer, in freudiger Erwartung jeden Moment ihren Bruder zu sehen, spürte ihr Herz hart gegen ihre Rippen hämmern, glitt die Straße entlang aus der Stadt und erreichte atemlos die sich dort versammelnden Männer.

Doch nirgends sah sie ihren Bruder.

„Danim?“ rief sie fragend und einer der Männer sah sich zu ihr um.

„Ich bin Mareba, seine Schwester. Ist ihm etwas geschehen?“

„Nein, geschehen ist ihm nichts, er ist nur nicht mit zurückgekommen.“ Der Mann kramte aus einer Tasche ein Stück Papier, das er ihr reichte. „Das soll ich dir geben.“

Mit zitternden Fingern riss sie den Umschlag auf, kaum hatte sie sich wenige Schritte von den Männern entfernt. Mit aufgerissenen Augen voller Angst und Schrecken überflog sie die Seite, las Worte, doch ihr Verstand weigerte sich zu verstehen. „Frau kennengelernt“ „Wunderbare“

„Werde bleiben“ „Heirat“.

Warum Heirat? Warum sollte Danim – ihr Danim – heiraten? Wie kam er dazu. Wer war dieses Miststück, dass ihr ihren Bruder stahl? Wie konnte sie?

Wusste er denn nicht, wie sehr sie ihn brauchte, wie wichtig er ihr war?

Erstickt schluchzte sie auf, beschleunigte ihre Schritte, bildete sich ein, dass das alles nicht wahr war, dass ihr Bruder nur verspätet kam, dass Geschäfte ihn aufhielten, er sich einen Scherz erlaubte, er zuhause schon auf sie wartete.

Doch zuhause wartete nur ihr besorgter Ehemann, an der Hand ihrer kleine Tochter, die fragte ob ihre Mutter sie ins Bett bringen würde.

Abwesend nickte Mareba, nahm das Kind auf den Arm, trug sie hoch in ihr Schlafzimmer und zog ihm dort die vom Spielen im Schnee feuchten Kleider aus.

„Was hast du Mutter?“

Als sie nicht antwortete, fragte das Kind nicht weiter. Wenn Mareba schwieg, dann schwieg sie, dann war sie nicht bereit ihrer kleinen Tochter etwas zu erzählen.

Als die Kleine lag, rieb die Mutter sanft ihre Wange an der des Kindes, strich ihr über den Kopf und ging dann hinaus.

Ihrem Mann zeigte sie dann doch den Brief, sah ihn an und konnte kein Verständnis finden.

Offensichtlich freute er sich, fand die Nachricht positiv und begann Pläne zu machen für eine Reise zu Danims Hochzeit.

„Wir sind eingeladen. Ein offizielles Schreiben geht an deine Mutter und die Clanmutter.“

„Ja“

Er verstand nicht, also stand sie auf, nahm den Teller mit Algen und Fleisch und zog sich zurück. Er würde die Gelegenheit ergreifen um die Räume der Familie aufzusuchen. Dort waren ihre Schwestern, deren Ehemänner, ihre Cousinen und Cousins, ihre Familie die sie so wenig interessierte. Nur einer war nicht dort, der einzige der ihr wichtig war.

Erschöpft und unglücklich legte sie sich hin, legte den Kopf zurück und starrte an die hölzerne Decke ihres Schlafraums.

Atemlos drückte sich Emba an die steinerne Wand, hielt sich dabei geduckt und schielte vorsichtig nach oben. Niemand folgte ihr. Schiefen sie wirklich alle? War niemand aufgewacht, als sie sich davon geschlichen hatte?

Sie würden aufwachen, sie suchen, sie jagen. Sie musste aus der Stadt raus.

Wieder etwas ruhiger sah Emba sich um, musterte die Straße und dann die umliegenden Mauern und Fenster. Es war dunkel, es war ruhig und sie lief los.

Das Tor war bewacht, auch Nachts, das wusste sie, das musste sie nicht überprüfen. Also bog sie schon vor dem Toreingang ab, lief durch eine Gasse, die Häuser entlang, mit den Augen nach einer Möglichkeit suchend aus dieser Stadt zu kommen. Sie brauchte nur einen kleinen Vorsprung, ein paar Rissen im Gemäuer, Gitter an denen sie sich hoch hangeln konnte, Fensterbänke, die Halt gaben.

Sie fand Fenster, Gitter und Balkone, hangelte und zog sich hoch, erreichte das Vordach, die

Mauer und war aus der Stadt ohne sich noch einmal um zu sehen.

Unruhig sah sie sich um, betrachtete das endlose, weiße Eis, diese perfekte glatte Fläche, auf der der Wind sie in Sekundenschnelle vorwärts tragen würde, wenn sie nur noch ihre Häute hätte.

Sie war eine Sklavin, ihre Häute waren abgeschnitten und ihr Krallen stumpf, sie war an die Stadt gefesselt, wenn sie nicht auf einem Hundeschlitten mitgenommen wurde, und den hatte sie nicht. Da draußen war es kalt, einsam und gefährlich.

Aber das vor dem sie floh war schlimmer als die Eiswüste.

Also glitt sie vorwärts, auf das endlose Eis zu, die Arme ausgebreitet, aber ohne die Unterstützung des Windes, angewiesen auf die Kraft ihrer gestählten Muskeln.

Der einsame Hundeschlitten holte sie ein, als sie schon eine gute Stunde unterwegs war. Sechs Huskies zogen das Gefährt über das Eis, das nur von einer einsamen Gestalt gesteuert wurde.

Hunde waren langsamer als Eistrolle mit Häuten, aber die Schlitten konnten Lasten transportieren.

Jäger benutzten keine Schlitten. Sie jagten frei, unbelastet und schnell mit ihren intakten Häuten.

Die Frau dort war unterwegs, nachts alleine mit einem Schlitten. Das sprach für Heimlichkeit, aber auch für einen gewissen Reichtum – oder Geschick beim Diebstahl.

Ungeachtet ihrer Überlegungen griff Emba nach dem Messer ohne im Laufen innezuhalten.

Es dauerte, bis der Schlitten sie erreichte, aber schließlich waren die Tiere doch schneller als die Trollin. Am Fehlen der Häute war sie weithin als Sklavin erkennbar. Auch diese Trollin würde es erkennen. Aber es gab keine Deckung, nur endloses Eis.

Mareba sah die Gestalt schon von weitem in gleichmäßigen, langen Schwüngen über das Eis gleiten. Noch bevor sie erkannte, ob es ein Mann oder eine Frau, und überhaupt ein Troll war, wurde deutlich, dass sie keine Segelhäute hatte. Mit ausgebreiteten Armen bewegte sie ihre Beine, um beständig weiter zu gleiten, anstatt sich vom Wind schieben zu lassen. Es gab nur wenige Erklärungen dafür, dass ein Eistroll ohne Häute unterwegs war, und Mareba wusste nur eine, die sich damit deckte ohne Häute Nachts alleine auf dem Eis unterwegs zu sein. Dort entflohen eine Sklavin ihrer Herrin.

An und für sich war das Mareba egal. Sie interessierte sich nicht sonderlich für die Angelegenheiten anderer, sofern sie keine Geschäfte mit ihr betrafen.

Tatsächlich war es eine Frau, eine Eistrollin, die mit ausholenden Bewegungen zügig übers Eis glitt, doch so sehr sie auch ihre Muskeln spannte, sie blieb zu langsam. Einige Stunden konnte sie diese Geschwindigkeit durchhalten, dann würde sie erschlaffen, langsamer werden und schließlich mitten auf dem Eis verharren.

Selbst wenn keines der dort lebenden Tiere die Chance ergriff, würde schlicht die Zeit dort draußen sie zermürben und elendig an Hunger und Kälte zugrunde gehen lassen.

Es war ein Leichtes die Frau einzuholen, und kurz entschlossen schnitt Mareba ihr den Weg ab. Die Hunde zogen die Schlitten quer vor die Bahn der fremden Trollin, so dass sie ausweichen oder halten musste.

Ein Messer erschien in der Hand der Fremden, deutete auf Mareba, darüber zwei vor Verzweiflung und Entschlossenheit geweitete gelbbraune Augen.

„Ganz ruhig.“ Mareba musterte die Frau. Sie war etwas größer als sie selbst, wirkte kräftig, mit gepflegtem Fell, so weit dies unter der dichten Kleidung zu sehen war.

Sie trug Hosen, darüber einen langen verschlossenen Mantel. An den Seiten waren die breiten Hautschlitze leer, stattdessen hatte sie sich einen Gürtel eng um den Körper geschlungen, der die Schlitze zusammenhielt. Die Kapuze über ihrem Kopf gehörte zu dem Mantel, war aus dem gleichen hellen Rot. Ein Schal hielt die Kapuze eng am Kopf.

Der Mantel hatte Taschen, weiteres Gepäck konnte Mareba nicht sehen. Vermutlich war die Sklavin überstürzt geflohen.

„Du hast keine Chance, das ist dir doch wohl klar?“

Ein schneller Blick zu dem Schlitten, dann wieder in Marebas Gesicht.

„Das sind meine Hunde, sie werden nicht auf dich hören.“ Nun lächelte Mareba. „Sie hören nur auf mich.“

Störrisch schüttelte die andere den Kopf.

„Aber ich könnte dich mitnehmen.“

„Und mich ausliefern.“

„Daran habe ich kein Interesse, aber zu zweit anstatt alleine zureisen, liegt schon in meinem Interesse.“

Die andere sagte nichts, dachte nach, schätzte ab und zögerte, noch immer das blanke Messer in der Hand.

„Du kannst mit mir kommen, oder alleine auf dem Eis sterben. Ich werde weiterreisen, nach Mirit. Wenn du mitkommst, bringe ich dich sicher über das Eis. Das Messer kannst du ja behalten.“

Nun nickte sie, steckte das Messer ein und stieg zu Mareba auf den Schlitten.

Erneut nahm der Schlitten Fahrt auf. Schweigsam rannten die 6 Tiere gebunden durch helles, bunt besticktes Geschirr in den Farben Clans der Delphine über das Eis. Ihr weiß-braun-schwarz geschecktes Fell drückte der Wind an ihre geschmeidigen Körper.

Mit fester Hand hielt Mareba die Zügel, ließ sie locker genug, dass die Tiere rennen konnten und vertraute dem trainiertem Rudel, das seinem Leittier folgte. Die ältere Hündin an der Spitze des Gespanns war erfahren und ruhig, aber noch kräftig und schnell genug für eine lange Reise über das Eis.

Alleine wäre Mareba schneller gewesen als das Rudel, aber ohne Gepäck über Nacht dem Eis ausgeliefert. So hatte sie Planen, Stangen, Decken und Proviant für die Nacht bei sich. Sie war bestens ausgerüstet für mehrere Tage und Nächte im Eis.

Der Wind wehte ihnen ins Gesicht und zog an dem Leder ihrer Kleidung. Die Fracht auf dem Schlitten hingegen war fest verzurrt, unter einer Lederplane deren Enden festgesteckt und gebunden vom Fahrtwind unberührt blieben. Vorne saß Mareba, hinter ihr Emba. Beide blickte schweigsam nach vorne, auf das weite, weiße Eis.

Keiner von ihnen lag an einem Gespräch. Mareba war nicht gesprächig, war es nie gewesen. Sie sprach was nötig war, war eine gute, wortgewandte Verhandlungspartnerin aber ansonsten hielt sie nicht viel von Worten und Gesprächen. Schweigen war ihr sehr recht.

Emba war es lieber zu schweigen. Solange sie schwieg, verriet sie auch nichts über sich. Die Frau vor ihr, mit den Zügeln und der langen Gerte in der Hand, war offensichtlich reich und vermutlich hatte sie Macht. Es gab sicher einen Grund für sie so spät alleine unterwegs zu sein, aber es war ungewöhnlich. Sie reiste alleine, ohne schützende Karawane, ohne Krieger aus ihrem Clan. Warum?

Aber andererseits fragte auch Mareba nicht, wie es kam, dass sich eine Sklavin alleine aufs Eis hinauswaagte. Ohne Frage hatte sie Emba das Leben gerettet. Eine Nacht auf dem Eis, bei unglaublicher Kälte, in der Dunkelheit der Eismacht hatte schon manche Trolle mit intakten Segelhäuten und scharfen Krallen das Leben gekostet. Ohne Häute, mit abgestumpften Krallen, war sie nicht nur schutzlos, sie war langsam. Sollte sie den kleineren und größeren Räubern im Eis, den Bären, Eisluchsen und Schneetreibern entkommen, so würde sie ein Opfer böser Seelen werden, die Nachts das Eis beherrschten.

Nun saß sie auf einem Schlitten, hinter sich Planen und Stangen mit denen sie sich über Nacht eine Unterkunft schaffen und sich verschanzen konnten gegen Kälte, böse Geister und hungrige Räuber.

Sie hatte Grund dankbar zu sein, verspürte auch Dankbarkeit, war sich aber nicht sicher ob sie der fremden Frau trauen konnte.

In der Ferne zeichnete sich vor dem glatten weiß der Eisfläche etwas unregelmäßiges ab. Ein Körper in weißem Fell, zwei weitere, kleinere Körper daneben. Ein Kopf wurde gehoben und schwarze Augen über einer ebenso schwarzen Nase wurden sichtbar. Ein Eisbärenjunges blickte in Richtung des Schlittens. Dann kam Bewegung in die Gruppe. Die Bärenmutter warf die Vorderbeine vor, rammte die Tatzen in das Eis und zog die Hinterläufe nach, sprang und kam auf. Blut spritzte unter ihren Tatzen. Es war nicht zu erkennen, was sie erlegte, doch das rote Blut der Beute färbte das Fell ihrer Beine, und wenig später ihr Maul und die Mäuler ihrer Jungen, die sich an dem frischen Fleisch gütlich taten.

Der Schlitten zog in weitem Abstand an den Bären vorbei, vor ihnen blieb weites, glattes Eis. Rechts von ihnen zeugten dunklere Schatten von Mulden und Höhen im Eis, Unregelmäßigkeiten am Rand des glatten Pfades auf dem sie unterwegs waren.

Der blutige Körper der Sklavin in dem Käfig. Ihre Hand ohne Finger, nur die abgenagten Stümpfe. Die Augen zu schließen machte es nur schlimmer, also riss Emba ihre Augen auf und starrte in das Weiß um sie herum. Emba hatte das Blut aufgewischt, das überall verspritzt war, hatte Laken gewechselt und Unrat beseitigt und dabei vermieden zu der Sklavin zu sehen, die mühsam atmend in dem Käfig lag. Etwas war geschehen mit ihrem Herren, bei seiner letzten Reise. Äußerlich war er unverändert. Ein vornehmer Eistroll, ein tapferer Krieger der das Haus seiner Ehefrau verteidigte und seinen Söhnen ein Vorbild war.

Doch er holte sich eine Sklavin, steckte sie in einen Käfig und tat ihr Entsetzliches an. Die Sklavin starb nach 20 Tagen, und er holte die nächste Sklavin.

Seine Frau schlief nicht mehr bei ihm, seine Kinder mieden ihn, doch die Sklaven waren ihm ausgeliefert. Das endlose Eis war besser als das was ihr Herr den Sklavinnen antat.

Schneehütten kamen in Sicht. Gleichmäßige Halbkugeln im Eis, die Platz boten für zwei Handvoll Trolle. Umgeben waren die Hütten von einem Wall aus Schnee, der auch Hunden etwas Sicherheit bot. Wilde Tiere wagten sich nicht nahe genug an die Behausungen der Trolle, und Geister hatten kein Interesse an den Huskies.

Hier konnten reisende Karawanen haltmachen und rasten. Die Schneehütten boten Schutz und Platz für eine Nacht, in Notfällen auch für mehrere Nächte. Hier konnten Schneestürme überstanden und Raubtiere abgehalten werden.

Doch Mareba mied die Halbkugeln aus Schnee. Zu oft kamen Reisende hier vorbei, hielten und ließen sich über Nacht nieder. Zu groß war die Gefahr entdeckt zu werden, nun da sie eine entlaufende Sklavin bei sich hatte.

Eine halbe Stunde glitten sie weiter durch Eis und Schnee, ehe Mareba die Hunde zügelte und zur Seite lenkte. Es war spät, der Himmel schon verdunkelt. Die ersten Sterne durchbrachen das Dunkel der Nacht, und weit im Nordosten erschien der Mond am Himmel.

Als erstes machte Mareba die Hunde vom Schlitten los, warf ihnen Fleisch auf das Eis und untersuchte die Pfoten der Tiere.

„Lade schon mal ab und bau das Lager auf“ Dies waren ihre ersten Worte, nach mehreren Stunden gemeinsamer Fahrt.

Schweigend baute Emba die Seitenverstreibungen vom Schlitten ab. Es waren gebogenen Stangen, die sie in etwa drei Meter Abstand voneinander in den Schnee rammte und durch drei gerade Stangen verband. Die Plane, unter der Proviant und eine Gepäckkiste verstaut war, legte sie über

die Stangen und zog sie an den Seiten fest. Sie arbeitete schnell und gründlich, ebenso wie Mareba.

Die Hunde kannten die Behandlung. Sie vertrauten darauf dass die Trollin es gut mit ihnen meinte. Freundlich schnüffelten die Tiere an Marebas Hand, die ihre Pfoten hielt, leckten über das Handgelenk und fraßen weiter, sobald die Trollin sie aus ihrem Griff entließ.

Als die letzte Pfote nach wunden Stellen untersucht war, richtete sich Mareba auf, ging zu Emba und half ihr den Raum unter der Plane zu vergrößern, indem sie den Schnee wegeschaufelte. Ein zwei Meter hoher Innenraum entstand so, zu dem hinunter zwei aus Schnee geformte Stufen führten.

Der Schnee landete oben auf der Plane, wurde festgeklopft und bildete schließlich eine gleichmäßige Kuppel über ihrer Schlafstätte. Als letztes befestigte Mareba hölzerne Delphine, zur Einladung der Ahnen ihres Clanes und zur Abwehr böser Seelen, über dem Eingang ihrer Zuflucht.

Gemeinsam gruben sie eine Mulde neben der Hütte für die Huskies, formten eine kleine Mauer und verstauten Proviant und Gepäckkiste im Inneren. Der Schlitten diente als Schutz für die Tiere im hinteren Teil der Mulde, während der vordere Teil ihnen etwas Freiraum bot.

Mittlerweile stand der Mond hoch am Himmel und sein Traband war zu sehen.

In der Ferne war eine Jaulen zu hören, es folgte ein Wimmern.

Beunruhigt sah Emba zu Mareba, doch die kraulte nur noch einmal ihre Tiere, ehe sie sich ins Innere der kleinen Schneehütte zurückzog.

Der Innenraum wurde schnell warm um die beiden Trollkörper. So war es in den Schneehütten. Die Frauen legten ihre Pelzmäntel ab um sie auf dem Boden auszubreiten. Unter den dicken Pelzen trugen sie Tuniken aus dünnen Stoffen. Emba eine einfache Tunika aus dünner Wolle, Mareba ein aufwendig gemustertes Gewand, gehalten von einem golden besticktem Gürtel, wie es ihrem jeweiligen Stand entsprach.

In ihrer leichten Kleidung kramte sie aus ihren Kisten verschiedene Utensilien. Eine Ölschale und ein Metallgestell, einen Topf mit ruhendem Fisch und Feuerstein und Zunder. Als sie es Emba reichte, baute diese das Gestell über der Lampe auf, entzündete das Öl und setzte den Topf auf. Ruhender Fisch war eine verbreitetes Gericht aus Fleisch und Algen, auf denen filetierter Fisch ruhte. Alles wurde gebraten und zubereitet, dann im Topf zusammengeführt und konnte jederzeit aufgewärmt und gegessen werden.

Wenig später aßen die beiden Frauen schweigend den Fisch, während draußen sich das Heulen des Windes mit einem Röcheln vermischte, das weder von Trollen noch von Tieren stammen konnten.

„Hier drin sind wir sicher. Der Delphin ist ein starkes Totem.“

Das glaubte Emba, und doch schien das Röcheln ihren Namen zu murmeln.

„Es klingt nach einem Schneesturm.“

Emba nahm den geleerten Topf, füllte ihn schnell vor dem Eingang mit Schnee und kehrte ins Warme zurück. Die Hunde hatten sich unter den Schlitten zurückgezogen, und in der Ferne zeigten sich dichte, graue Wolken, einen starken Wind vor sich her treibend, bis zu ihrem Lager. Es würde eine unruhige Nacht werden.

Den Schnee stellte sie auf die Öllampe, gab Waschkräuter dazu und nutzte das Wasser um auch ihre Essschalen und Löffel zu säubern, während Mareba Felle und Decken für die Nacht ausbreitete.

Im Schein der abgedeckten Ollampe schlüpfen sie später zwischen die Felle, zogen sich die Kissen zurecht und deckten sich gut zu. Emba zögerte, legte sich dann aber zu Mareba. Noch immer heulte der Wind und sie war sicher dort draußen etwas zu hören, das weder vom Wind, noch von den Tieren kam. „Da draußen ist etwas.“

Mareba hob die Schultern. „Da draußen ist sehr viel, aber der Geist des Delphins schützt uns.“ Unschlüssig blieb Emba sitzen.

„Wenn du solche Angst vor dem Eis hast, warum bist du dann geflohen?“

Die blutige Hand mit den abgenagten Stümpfen. Der leere Blick der Sklavin in dem Käfig, die noch immer atmete. „Ich hatte noch mehr Angst vor meinem Herren.“

Ruhig sah Mareba sie an, und schließlich sprach Emba weiter.

„Er war hier draußen, auf einer Reise. Er hat die Herrin begleitet, und als er wieder kam, war er verändert. Er schlug uns mit seiner Gerte in deren Ende er spitze Dornen steckte, auch ohne weiteren Grund. Er holte sich Sklavinnen in sein Zimmer. Sie haben nicht mehr lange gelebt. Ich habe die Zimmer sauber gemacht.“ Sie zögerte. „Das war nicht mehr der Herr, das war etwas anderes, etwas das hier draußen ist. Aber lieber sterbe ich hier draußen im Eis, als das ich lebendig verspeist werde.“

„Du wirst hier nicht sterben.“

Draußen nahm der Wind zu und die Geräusche sich bewegender Huskies erstarben langsam. Die Tiere rückte unter dem schützenden Schlitten zusammen. Kein Tier war mehr dort draußen ungeschützt vor dem Schnee, nur noch das Heulen des Windes und das Jammern der Seelen war zu hören.

„Zieh dein Hemd aus, lass mich deine Wunden ansehen.“

Emba gehorchte, zog ihre Tunika aus und zeigte die Striemen, die sich über ihre Brüste und den Bauch zogen. Sie hatten das Fell durchtrennt und tief ins Fleisch geschnitten. Es waren nicht viele Striemen, aber sehr tiefe, durch in die Gerte eingearbeitete Dornen erzeugt.

„Das sieht nicht gut aus, so etwas kann sich entzünden. Leg dich hin.“

Gehorsam legte sich Emba auf den Rücken und sah zu wie Mareba aus ihrer Kiste einen Tigel mit Salbe hervor kramte.

Die Creme war kühl und beruhigend auf den wunden Stellen ihrer Haut. Sanft strichen Marebas Finger über die Striemen an Embas Brüsten, an ihrem Bauch, massierten die Salbe ein, strichen noch einmal über ihre Brüste, bis hinunter zu ihrem Unterleib, dann ließ sie ab von der entlaufenden Sklavin. Schnell verschloss sie den Tigel und packte ihn ein, während sie mit einer knappen Handbewegung Emba daran hinderte sich zu bedecken.

„Lass die Creme wirken.“

Also blieb Emba liegen, nackt auf dem Rücken, dem entspannenden Gefühl der Heilung hinterher spürend.

Marebas Hände kehrten zu ihr zurück. Nun suchten sie, untersuchten den Körper der jungen Trollin.

Sie fuhrn durch Embas Fell über ihren Brüsten, befühlten sie sanft, strichen hinunter, ihre Seiten entlang bis zu ihren Schenkeln. Als sie begann ihre Beine auseinander zu schieben stöhnte Emba leicht auf, selbst nicht sicher warum.

Es war die unbestimmte Sorge um das körperliche Wohl Embas, die Mareba veranlasste ihren Körper genauer zu untersuchen. Verletzungen wurden manchmal von den Sklaven verborgen, wenn sie ihnen peinlich waren, also sah sie nach. Sie spürte die Wärme von Embas Körper, ihre sanften Rundungen, die Brüste, den kleinen Bauch und die weichen, festen Schenkel. Als sie die Beine der entlaufenden Sklavin auseinanderschoß war sie sich nicht sicher welcher Art ihre Weggründe waren. Als ihre Hand die feuchte Scham berührte wusste sie, dass es nicht mehr die Suche nach Verletzungen war. Ein weicher, süßer Geruch ging von Emba aus, der sich unter der forschenden Hand Marebas deutlich verstärkte.

„Was?“ stammelte Emba.

„Still“ Mareba setzte ihre Untersuchung fort, sehr genau und gründlich nahm sie die Schamlippen in die Hand, strich über die nackte Haut an der Innenseite, schob sie auseinander, erreichte tieferliegende Stellen. Sie spürte triefende Feuchtigkeit und hörte stoßweisen Atem.

„Hat dein Herr nach die verlangt“

„Gelegentlich“ war die keuchende Antwort.

„Und deine Herrin?“

„Nein, nie.“

„Erzähl mir davon, was er wollte.“

Mühsam rang Emba nach Luft, keuchte statt zu sprechen.

Kurz kniff Mareba mit spitzen Krallen in das feuchte Fleisch, hörte einen erschreckten Aufschrei. Das war die Kralle einer freien Trollen. Scharf und Hart, geeignet die dichte Haut eines Eisbären

zu durch dringen, anders als die abgestumpften Krallen einer Sklavin. Erschrocken sprach Emba. „Er war sanft, ihm gefielen meine Brüste. Er berührte sie häufiger, und hin und wieder verlangte er, dass ich ihm mit dem Mund Befriedigung verschaffe.“

„Warst du gut darin?“

„Der Herr zeigte sich zufrieden.“

Marebas Hand war wieder sanft und forschend. Nun näherte sie auch ihr Gesicht dem Geschlecht der Sklavin. Der Geruch zog sie an. Vorsichtig kostete sie, küsste den Unterbauch, den Bauch, sah dann hoch und zog auch ihre Tunika aus. Nun waren sie beide nackt.

„Die Creme dürfte eingezogen sein.“

Stumm nickte Emba, blieb liegen und wartete was Mareba als nächstes vor hatte.

Ihr Herr hatte über sie verfügt, war aber sanft gewesen. Damals vor der Veränderung im Eis hatte er ihr nicht weh getan. Nach dem sie bei ihm war sie dann häufiger zu einer Sklavin gegangen, um ihr eigenes Verlangen zu befriedigen. Nach seiner Veränderung hatte er noch nicht nach ihr verlangt. Sie hatte nicht abgewartet, bis er es tun würde.

Der Körper der Herrin war schön. Ihr Fell war weich, von gleichmäßiger Farbe und glänzend. Ihre Figur zeigte Wohlstand. Ihre Brüste berührten Embas Bauch, als sie sich nun ihrem Körper widmete und ihn mit ihrer kleinen, grauen Zunge sanft ableckte.

Erneut begann die Untersuchung, nur lag sie diesmal schwer auf Emba, dass diese die vollen Rundungen von Marebas Körper spürte. Es war ein seltsames Gefühl, belastend durch das Gewicht und doch ausgesprochen erregend. Es war ihr schwer gefallen zu sprechen, darum hatte sie nicht sofort geantwortet auf Marebas Frage und nun war sie froh, dass keine weiteren Fragen gestellt wurden.

Wieder befühlte Mareba Embas Schenkel, ihre Scham und diesmal begleiteten Küsse und sehr sanfte Bisse die Untersuchung. Erregt krallte Emba sich in den Fellen fest, als Marebas Zunge zum Vorschein kam, in sie eindrang, der warme Atem der Anderen sie sanft berührte. Dann, gerade als es heiß und weiß in ihre hochstieg, als sich ihre Unterleib weit zu öffnen schien und sie sich Mareba erwartungsvoll entgegenhob, wanderte die Zunge ab, beschäftigte sich nun mit ihren Schenkeln, leckte dort sehr gründlich, verteilte Küsse, dann legte sich Mareba zurück, zog Emba nach, lächelte in deren bittende, geweitete Augen und zog ihr Gesicht hinunter zu ihren Brüsten. Der Geruch dieser Brüste, die Weichheit ihrer Rundungen, das sanfte Fell, die weiche Haut unter dem Fell, schmeckten warm und erregend. Emba öffnete ihren Mund, küsste und leckte. Wollte abwandern, aber Marebas Stimme hielt sie auf. „Bleib dort.“

Sie gehorchte, küsste weiter die weichen, vollen Brüste ihrer Herrin, umspielte sie mit der Zunge, spürte das weiche Fleisch, kontrollierte nur mühsam ihren eigenen Atem.

„Nun geh weiter.“

Eine Hand legte sich auf Embas Hinterkopf, Mareba steuerte sie sehr genau dahin, wo sie Embas

Zunge haben wollte. Erst als Emba mit ihrem Mund genau zwischen Marebas Beinen lag ließ Mareba los, legte sich zurück und überließ sich ganz dem Können der Sklavin.

Sie hatte ein Messer, aber kaum eine Chance, das war Emba klar. War Mareba zufrieden mit ihr, so würde sie sie vielleicht irgendwohin mitnehmen, wo sie nicht mehr bedroht war von ihrem Herren lebendig gefressen zu werden.

Gehorsam folgte sie der Hand, berührte die Scham, atmete den süßen Duft der Erregung und schmeckte die überschäumende Feuchtigkeit der Herrin. Ihr Herr hatte sich zufrieden gezeigt, nun tat sie was sie konnte, auch die Herrin zufrieden zu stellen.

Die Zunge war geschickt. Es war Mareba nicht klar gewesen, was die Zunge einer Frau bewirken konnte, sonst hätte sie schon viel früher danach verlangt. So sicher sie sich gab, so unklar war ihr, worauf sie sich einließ. Nun lag sie auf dem Rücken, die Beine leicht gespreizt, zwischen den Beinen der schlanke Körper der entlaufenden Sklavin, ihre Zunge an einem Punkt von dem sie nicht einmal gewusst hatte, dass er existiert.

„Ja“ flüsterte sie, dann wurde sie lauter „Ja, ja, ja“

Leidenschaftlich schlang sie die Beine um den Oberkörper der Trollin, zog sie näher zu sich, krallte dabei ihre Hände in das Fell des Schlaflagers.

Die Kufen zerrissen Embas Rücken, doch sie spürte es kaum. Marebas Geruch, die Weichheit ihrer Scham, der lauter werdende Klang ihrer heiseren Stimme, ließen die beißenden Schmerz eins werden mit der Leidenschaft und Extase ihres Verlangens nach dem Körper dieser Herrin.

Sie spürte das Fleisch in ihrem Mund anschwellen, spürte Zuckungen, schmeckte noch mehr Flüssigkeit, wurde von den Beinen festgehalten. Eine Hand griff erneut nach ihrem Kopf, drückte sie tiefer, presste auch ihre Nase in das feuchte Fell. Mühsam sog sie Luft ein, atmete heftig, leckte weiter, saugte heftig. Der Griff wurde sanfter, die Zuckungen ruhiger, aber nicht das Stöhnen. Konzentriert blieb Emba wo sie war, nur noch die Wünsche ihrer Herrin im Sinn, zog leicht die Zunge zurück, küsste sanft, schob ihre Zunge wieder vor. Sie spürte wie die Hand von ihrem Kopf rutschte, wie aber der Griff der Beine wieder anzog und sich erneut die Kufen in ihren nackten Rücken bohrten. Erneut wurden die Rufe der Herrin lauter, spürte sie das Fleisch anschwellen, spürte das Zucken, die Feuchtigkeit, schluckte und löste sich aus dem Griff, um mit dem Mund zum Bauch ihrer Herrin zu wandern, über ihre Brüste. Es waren wunderschöne, große, weiche Brüste, die sie nun streichelte und küsste. Ihre Hand wanderte hinunter, ihr Mund blieb an den Brüsten und erneut brachte sie ihre Herrin zum schreien, zum sich aufbäumen und zucken. Aber diesmal ergriff Mareba die Hand der Sklavin, hielt sie fest und sah ihr in die Augen. Unsicher blickte Emba zurück, legte dann ihre Hände neben sich auf dem Fell ab, senkte den Blick und wartete. Sie roch noch immer verlockend nach Ekstase und Verlangen und Mareba dachte darüber nach, was sie nun tun wollte.

„Du bist hübsch“

Ein leichtes Grau stieg in Embas Wangen als Zeichen der Verlegenheit.

„Du gefällst mir.“

Sie berührte die Brüste die klein und fest waren. Ihre Finger glitten über die bebenden Rundungen, bis die Kralle ihres Zeigefingers kurz über Embas Schoß verharrte.

Selbst diese Berührung ließ Emba zittern, so sehr verlangte sie nach ihrer Herrin. Schweigend blickte sie der Trollin ins Gesicht, die nachdenklich wirkte, dann ihre Kralle tiefer schob, so dass mit der Rasiermesserscharfen Kralle Embas Innerstes berührte.

„Leg dich auf den Rücken, spreiz die Beine und beweg dich besser nicht.“

„Werdet ihr mir wehtun?“

Das sie keine Antwort bekam ließ Emba erregt zittern.

Die Krallen schoben sanft ihre Lippen auseinander, nahmen sehr sanft ihr Fleisch und zog leicht daran, leicht genug sie nicht zu verletzen.

Dann beugte sich die Herrin über sie, nahm die Knospe ihrer Lust in den Mund und Emba schrie auf. „Still“ hörte sie, doch sie konnte nicht still sein. All ihr Verlangen, ihre Begierde, ihre Lust explodierten in diesem Moment der Berührung ihres Fleisches mit den Lippen ihrer Herrin. Zitternd schrie sie ihre Lust hinaus, als die Herrin tiefer in sie eindrang. Der feste Druck der Lippen und der Zunge trieben sie weiter, ließen sie schreien, Zittern, Wimmern und dann lag sie erschöpft auf dem Rücken.

Sie erwachten nackt in den Fellen, eng umschlungen, mit Marebas Wange an Embas Brüsten.

Es roch noch immer nach Moschus und Mareba streckte die Zunge aus, ehe sie sonst ein Glied ihres Körpers bewegte. Sie war so schön, diese Sklavin, sie wollte sie behalten.

Auch Emba erwachte von den sanften Berührungen. Gespannt blieb sie liegen, überließ sich Marebas suchenden Berührungen und öffnete ihre Lippen, als sich Mareba über sie beugte, die Knie links und rechts neben Embas Kopf plazierte und ihr Gesicht zwischen ihre sich zögernd öffnenden Schenkel senkte.

Der Sturm hatte in dieser Nacht ihr Lager vollständig mit Schnee bedeckt. Mit einer Schaufel bohrte Mareba ein Loch hinein. Ein Schwung Schnee kam ihr entgegen, Licht schimmerte durch die Schneeschicht. Sie grub weiter, stieß hindurch und dann strömte mit dem Schnee Luft herein. Während hinter ihr Emba sich den Fellmantel überzog erweiterte Mareba das Loch und krabbelte ins Freie. Etwas erwischte sie, warf sie zur Seite, ehe sie noch reagieren konnte. Mareba spürte Zähne, versuchte ihre Arme hochzureissen, doch Gewicht lag auf ihr. Als sie den Blick wendet starrte sie in das aufgerissenen Maul des aufgeschreckten Eisbären.

Von den Huskies klang aufgeregtes Jaulen, doch sie waren, geschützt unter dem Schlitten,

verborgen unter einer meterdicken Schicht Schnee. Bis sie sich da durch gebuddelt hatten, war es zu spät. Das Maul näherte sich. Mareba roch den Gestank aus dem Maul, sah die Zähne, spürte die Spitze sich in ihre Haut bohren, dann spritzte ihr Blut ins Gesicht, rotes Blut, das Blut des Eisbären.

Ein Messer, das aus dem Nacken des Bären gezogen wurde, nach vorn fuhr und sich nun in die Kehle des Bären bohrte. Ein Ruck nach hinten, weiteres Blut spritzte und Emba richtete sich hinter dem Bären auf.

Mit aufgerissenen Augen starrte Mareba die junge Trollin an. Die Hand mit dem Messer war rot vom Blut, das Messer verschmiert mit Blut, Fleisch und Fell. Der Mantel war blutig, wie das Gesicht der Trollin. „Geht es dir gut?“

Mareba nickte benommen. Sie war mit einem Schreck davon gekommen.

Das Jaulen der Tiere wurde lauter, Schnee stob und sechs Huskies stürmten aus ihrer Zuflucht auf den verblutenden Bären zu.

Während die Hunde sich über das Raubtier hermachten, säuberte Emba das Messer im Schnee, nahm die Klinge in die Hand und reichte den Griff Mareba.

Ergeben sah sie zu Boden, als Mareba das Messer nahm, dann Embas Hand ergriff, sie zu sich zog und sie küsste. Die Lippen waren warm, weich, sanft. Marebas Hände umschlangen Embas Schulter, hielten sie fest. Emba erwiderte die Umarmung, drückte ihren Körper an den von Mareba, während zu ihren Füßen die Hunde das Fleisch aus dem Körper des toten Bären rissen. Das Messer fiel achtlos in den blutigen Schnee.

Etwas später häuteten sie gemeinsam den Bären, zerlegten ihn und verpackten die Teile sorgfältig in der mitgebrachten Plane. Erst als alles verstaut war bauten sie ihr Lager ab und den Schlitten wieder auf. Die gebogenen Stangen wurden an den Seiten befestigt, die Kisten auf dem Schlitten festgebunden, die Felle darüber gebreitet. Nur eine Feuerschale und etwas Holz behielten sie übrig. Sie entzündeten ein Feuer, legten ein großes Stück Fleisch in die Flammen, hockten sich vor das Feuer und warteten. Mareba legte ihren Arm um Embas Schulter. Es war ein gutes Gefühl die Trollin im Arm zu halten. Dunkel erinnerte sich Mareba an den Grund für diese Reise, daran das dieser Grund sehr wichtig gewesen war – gestern noch.

„Wer war dein Herr?“ fragte sie Emba.

„Nabut, Gatte von Sala aus dem Clan der Grausteine.“ Embas Stimme war fest und entschlossen, als sie antwortete. Sie hatte beschlossen zu vertrauen. Sollte sie dieser Trollin nicht trauen können, war ihr egal was wurde. Sollte Mareba sie verraten, würde sie einen Weg finden zu sterben. Aber Mareba wollte Emba nicht verraten.

„Sala? Ihre Schwester kenne ich. Wir haben ein paar gute Handel abgeschlossen. Ich werde ihr ein Angebot machen für dich, dann kannst du bei mir bleiben.“

Ein Lächeln erhellte Embas Gesicht. Es war das erste Zeichen wirklicher Entspannung, das Mareba in Embas Gesicht sah. Sie sagte nichts, das war auch nicht nötig. Emba nahm einen spitzen Stock, beugte sich vor und fischte Fleisch aus dem Feuer um zu prüfen ob es gar war. Auch in dem blutigen Mantel wirkte sie bezaubernd.

„Wir kehren dann um, fahren zurück in die Stadt und ich veranlasse alles Nötige, dass du bei mir bleiben kannst.“ Und sie würde dem nachgehen, was aus dem Herrn geworden war, was dort mit ihm vorging und ob der Clan der Grausteine noch vertrauenswürdig war.

Da das Fleisch durchgebraten war, zerschnitt Emba es und reichte die Stücke Mareba.

Die nahm sich ein Stück Fleisch, bedeutete Mareba selbst das andere zu behalten und setzte sich zurück. Schweigend in das Fleisch beißend saßen sie nebeneinander, bis das Feuer herunter gebrannt war und sie den Rückweg antraten.
